Tägliche Omaha Tribüne

TRIBUNE PUBLISHING CO., VAL. J. PETER, President
1311 Howard Str. Tel. Douglas 3700 Omaha, Nebraska

DES MOINES, IA., BRANCH OFFICE: 1186 West 7. St.

[illegible]

Preis des Tageblatts: Durch den Träger, per Woche 10c; durch die Post per Jahr $4.00. — Preis des Wochenblatts: Bei strikter Vorausbezahlung, per Jahr $1.50.

Omaha, Nebr., 10. Juni 1915.

Bryan's Erklärung!

Dr. H. Gerhard.

Daß Bryan's Rücktritt von seinem Posten als verantwortlicher Leiter der auswärtigen Politik gerade in diesem gefährlichen Augenblicke das größte Aufsehen in allen politischen Kreisen hüben und drüben erregt hat, ist selbstverständlich. Und daß über die Gründe dieses plötzlichen Rücktrittes lebhaft debattiert wird [illegible], ist zu begreifen.

Wir sind bis zum heutigen Tage energische Gegner Bryans gewesen und haben ihn da, wo er nach unserer Meinung verkehrt handelte, kräftig angegriffen, werden dies auch ferner thun, wenn er als [illegible] unser Gegner sich beweist. Wir gehören aber nicht zu denen, die dem [illegible] Leider sind aber sofort solche [illegible] erfolgt, indem man seinem Schritte die schmutzigsten Beweggründe unterlegte, wie Feigheit und [illegible]. Wir hassen solche Politik.

Wir gehören aber ferner auch nicht zu denen, die nach dem Grundsatze „My country right or wrong“ auch sagen: „My enemy, right or wrong“. Wo der Gegner falsch steht, bekämpfen wir ihn, wo er aber recht steht, erkennen wir ohne Zögern und rückhaltlos dieses an. Fairplay! —

Wir haben so oft Bryan seiner Inkonsequenzen wegen bekämpft. Es freut uns heute ehrlich, daß wir diesmal seine korrekte Konsequenz anerkennen können. Er ist der Vater der dreißig oder mehr Friedensverträge. Wir stehen diesen, wie allen jenen Weltfriedensplänen, skeptisch gegenüber. Doch das hat mit der Thatsache nichts zu thun, daß Bryan fest daran glaubt und — **daß er ehrlich diesen Glauben mit der That seines Rücktritts besiegelt hat.**

Dafür zollen wir unserm Gegner Bryan ehrliche und aufrichtige Anerkennung. — Seine dreifache Forderung, die der Präsident in seinem unglaublichen Starrsinn zurückgewiesen hat, ist in Kürze folgende:

1. Da Deutschland im Prinzip jene Schiedsgerichte anerkannt hat, die alle Fragen, die sonst zum Kriege führen könnten, verhandeln sollen, **so möge eine Kommission ernannt werden, die die Streitfragen zwischen den Ver. Staaten und Deutschland erörtern und schlichten solle.**

2. **Alle Amerikaner sollen von der Regierung gewarnt werden, auf Handelsschiffen der kriegführenden Nationen oder überhaupt auf Handelsschiffen, die Munition führen, Passage zu belegen, die durch jene von Deutschland erklärte Kriegszone führt.**

3. **Die Ver. Staaten sollen verbieten, daß Schiffe, die Munition mit sich führen, Passagiere aufnehmen.**

Die beiden letzten Forderungen haben wir selber gleich beim Bekanntwerden des Lusitania-Untergangs gestellt. Sie sind so klar und für den gesunden Menschenverstand selbstverständlich, daß **man sich wundern muß über die Hartnäckigkeit des Präsidenten, diese Forderungen nicht sofort anzuerkennen.**

Wir führten damals als Beispiel an, daß man sich nicht mit brennender Cigarre auf ein offenes Pulverfaß setzen dürfe. Bryan gebraucht in seiner Auslegung seiner Forderungen ein ebenfalls sehr treffendes Gleichniß. Er sagt: „Wenn ein Riot auf einer Straße stattfindet, wobei Schüsse gewechselt werden, so verbietet und warnt die Polizei die friedlichen Bürger, sich aus dieser gefährlichen Straße fernzuhalten.“ — Was kann Wilson auf diese treffende Bemerkung antworten? — **Er versteift sich auf die unmögliche Forderung, daß der amerikanische Bürger das Recht habe, hinzugehen, wohin er wolle.** —

Herr Präsident! Das ist — bei allem schuldigen Respekt — ein Unsinn. Wir können tausend Beispiele anführen, die das Gegentheil beweisen. Wir verweisen auf unsern Leitartikel über Rechte und Pflichten. Wir sagen hier nur dies Eine: **„Der amerikanische Bürger hat neben seinen Rechten vor allem die heilige Pflicht, nicht durch seinen Vorwitz sein Land in einen unnöthigen Krieg zu verwickeln.“** — Und das sollte unser Präsident doch vor allem wissen.

Und was Bryan über seine erste Forderung sagt, unterschreiben wir Wort für Wort: **„Deutschland ist immer eine uns freundlich gesinnte Nation gewesen, ein großer Theil unsres Volkes ist deutscher Abstammung, warum sollten wir mit Deutschland nicht nach diesem Plan handeln, den zu fördern sich unsre Regierung verpflichtet hat?** —“

Präsident Wilsons Verhalten wird immer räthselhafter. Er verhängte Embargo, hob auf, verhängte wieder — als die Wirren in Mexiko es nöthig machten zur Unterstützung **„seiner“** Politik. Als so viele Amerikaner in Mexiko getödtet wurden, ließ er erklären, sie sollten draus bleiben. Er ließ mehrfach Amerikanern, die nach Europa wollten, die Pässe verweigern. — — Und nun auf einmal überall das Gegentheil! — Ist es Starrsinn? — **Ist es das drückende Band eines geheimen Vertrages mit England? — Wir fordern jetzt unbedingt Klarheit!**

Vielleicht kann Bryan, der ja seinen Fall vor das Volk bringen will, uns diese Klarheit schaffen. Er sollte doch wissen als bisheriger Staatssekretär, was hinter den Kulissen vorgegangen ist. Seine Pflicht ist es, dem Volke Aufklärung zu geben, denn das Volk ist es, das seine Haut zu Markte tragen muß, wenn es zur ultima ratio kommt.

Onkel Sieh verlangt, daß der Krieg aufhört!

Ihr Engländer, Russen und Franzosen, habt ihr das noch nicht bald eingesehen, daß Deutschland Euch überlegen ist? Wollt ihr total ruinirt werden? Dann habe ich nichts gesagt, aber ein vernünftiger Mensch ergibt sich, wenn er einsieht, daß er trotz aller Hilfe unterliegen muß. Soldaten müssen sein und daraus folgt, daß man Krieg erwarten kann, d. h. wenn die Regierungen glauben, in einer oder der andern Weise übervortheilt oder beleidigt zu sein. Jetzt ist der Krieg entbrannt. John Bull mit seinen dummen Spießgesellen hat versucht, Deutschland zu ruiniren. Ein Land, das ganz unschuldig sich in seinen Grenzen bewegte und keinem Esel zu nahe kam. Jetzt kriegen sie die Jacke voll geklopft und den Schnabel verhauen, daß sich die Engel im Himmel freuen; und doch sind sie nicht zufrieden. Nun hat man noch den Dago zum Meineid überredet, um die Kastanien für die drei Kamele aus dem Feuer zu holen, und womöglich auch noch Bulgarien und Rumänien, die kleinen erbärmlichen Kaffer, denen man nicht mehr Verstand zutrauen soll, wie das Gesetz erlaubt. Allright, man immer druff, wenn ihr noch mehr solche kleine unschuldige Jammerlappen mit hineinziehen könnt. Die armen Kerle werden ihre Dummheit zu spät einsehen. Aber du, John Bull, hast nachher die Verantwortung, wenn unser Herrgott von dir nichts wissen will und dich mit 2 Gendarmen zum Teufel schickt, der dir den heißesten Platz in der Hölle zur Verfügung stellt. Da wirst du dann deine beiden lieben Freunde finden, die dir dann noch die Augen auskratzen möchten, wenn nicht eine Mauer dazwischen wäre von Kruppschen Kanonen. Nun, John Bull, lasse dir zur rechten Zeit von einem rathen, der die Augen auf hat, denn du altes Kamel bist ja blind und gänzlich aus dem Leim. Gib dem Kaiser die Hand und sage: Wilhelm, du bist ein fixer Junge; vor dir und deinen braven Soldaten muß die Welt erzittern. Ich muß mich ergeben mit Herz und mit Hand. Sage nur, wie viel wir schuldig sind — die beiden Rhinocerosse und ich, John Bull.

2 Milliarden Mark Shrapnells bestellt.

New York, 10. Juni. — Ein hiesiger Bankier schätzt, daß die bis jetzt abgeschlossenen Kontrakte für Munitionslieferungen sich auf fast $500,000,000 (also 2 Milliarden Mark) belaufen. Dafür sollen rund 35,000,000 Shrapnells geliefert werden. Ein Kontrakt für die Lieferung von 300,000 Granaten wurde diese Woche von einer Chicagoer Firma abgeschlossen.

— **B. F. Wurn, deutscher Optiker. Augen untersucht für Brillen. 443—5 Brandeis Gebäude.**

— **Es bezahlt sich, in den „Klassifizirten Anzeigen“ der Tribüne zu announciren.**

Die Tägliche Omaha Tribüne für die deutschen Gefangenen in Japan!

Die Teutonia-Loge der Hermanns-Söhne in Nebraska City stiftet $15 für den Fond. — Auch andere Freiwillige gemeldet.

Letzten Montag regte unser Korrespondent Huber in Papillion, Neb., eine Bewegung unter den Lesern der „Täglichen Omaha Tribüne“ an, unsere Zeitung den deutschen Kriegsgefangenen in Japan zu senden, die dort sehr an Mangel von deutschem Lesestoff leiden und furchtbar von Langeweile und Heimweh geplagt werden. Er hatte eine Anzahl Zeitungen dorthin gesandt, die wie ihm ein Oberleutnant schrieb, mit [illegible] Heißhunger verschlungen wurden. Darauf richtete Huber den Appell zur Hülfeleistung an die Leser der Tribüne, der, zu unserer Freude sei es gesagt, nicht ohne Wirkung blieb. Folgende „Freiwillige“ haben sich gemeldet und Beiträge für die Zeitung wie unten angegeben, eingesandt:

G. Schallenberg, [illegible], Nebr.	$1
Felix Grabowsky, Benson, Nebr.	$1
Paul Sukow, Omaha	$2
Hermann Tiers, Creswell	$2
Frau A. J. Sanft, Smithfield, Nebr.	$2
J. Bredemeier, Philippsburg, Kan.	$1

Die Teutonia Loge No. 15 des Ordens der Hermanns-Söhne in Nebraska City, Nebr., ging auch in dieser Hinsicht anderen Vereinigungen mit gutem Beispiel voran. Sie war die erste deutsche Vereinigung, die [illegible] eine große Summe, nämlich $500 für die deutsche und österreichische Kriegshilfe stiftete, und hat nun in ihrer Versammlung gestern Abend $15 bewilligt, um unseren gefangenen Landsleuten in Japan die „Tägliche Omaha Tribüne“ zuzuwenden. Hoffentlich findet das edle Beispiel der Jünger des großen Hermann in Nebraska City auch andere Nachahmung.

Die Tägliche Omaha Tribüne thut das Übrige zu dem guten Werke, indem sie das Porto für die Zusendung der Zeitung nach Japan selbst trägt.

Die Zeitungen werden so versandt, daß sie in gleicher Zahl die Gefangenenlager in Tokio, Osaka, Kioto und Matsuyama, Japan, erreichen; ferner wird je ein Exemplar der Täglichen Omaha Tribüne an die internierten deutschen Kriegsschiffe „Prinz Eitel Friedrich“ und „Kronprinz Wilhelm“ in Newport News, Va., gesandt werden.

Wer wird das gute Werk weiter fördern?

Neuigkeiten aus Jowa

Des Moines.

Herr Ernst Paculy, 1186 West 7. Str. jetzt wohnhaft, hat nach wie vor die Vertretung der „Omaha Tribüne“. Wir bitten die Leser, ihm Neuigkeiten aus Familienkreisen zukommen zu lassen, auch kollektirt Herr Paculy die Abonnements-Beträge.

Die landwirthschaftliche Abtheilung des Jowa State College erörtert in einer Flugschrift, daß den Farmern im Staate durch Ueberwuchern des Unkrauts ein Schaden von mindestens $25,000,000 entstehe. Die Flugschrift, welche Jedem frei zugeschickt wird, zählt 30 verschiedene in Jowa vorkommende Unkrautarten auf und gibt an, wie man mit jeder verfahren muß.

Die Bewohner von Valley Junction haben im Staatshause darüber Beschwerde eingereicht, daß daselbst Flüsterkneipen und „blinde Schweinchen“ in voller Blüthe ständen und haben die Dienste eines Spezial-Agenten verlangt, der die Missethäter verhaften soll.

Laut offiziellem Bericht gibt es in Jowa 262 Kohlengruben, welche im vergangenen Jahre 7,415,757 Kohlen förderten. Durchschnittlich betrug die Zahl der Angestellten 15,740 Mann.

Auf der Konvention der Zahnärzte in Waterloo wurde beschlossen, die nächstjährige Zusammenkunft in Des Moines abzuhalten.

Everett E. Cheshire liegt mit schweren innerlichen Verletzungen im Mercy Hospital als Folge eines Automobilunfalles am Sonntag im Polk County.

Der Stadtrath nahm am Dienstag den Beschluß an, wonach jeder Lenker eines Jitneybusses $2000 Kaution stellen muß.

Das 4-jährige Söhnchen von Joseph Kapian stürzte Dienstag am Abend an der Locust Str. Brücke vom Ufer in den Fluß und ertrank.

Frau E. D. Edmonds wurde Mittwoch Vormittag Ecke 16. und Des Moines Str. von einem Automobil überfahren und schwer verletzt.

Fort Dodge.

Frau A. Ripley stürzte in Maloy beim Absteigen von einem Zuge in einen Graben und trug schwere Verletzungen davon. Sie wurde in das hiesige Mercy Hospital überführt.

Wegen Ladendiebstahls muß der Mexikaner Alvera 30 Tage im Gefängniß Quartier nehmen.

Eine 65 Jahre alte Frau wurde am Montag im 10 Cts. Laden als Ladendiebin verhaftet.

Beim Eisabladen fiel Frank Steiner, Angestellter der Crystall Ice Co., ein 250 Pfund schwerer Eisblock auf den Fuß und verursachte eine schmerzhafte Verletzung.

Bei der Konvention der Handelsreisenden in Sioux City wurde der hiesigen Stadtkapelle der Preis in Gestalt eines silbernen Liebesbechers ertheilt.

E. H. Peschau hat sich nach Cedar Rapids zum Besuch seines Sohnes begeben.

Neuer Bürgerverein in Bow Valley!

Mayor A. Walz von Hartington der Ehren-Vizepräsident des Sängerfestes.

(Korrespondenz aus Hartington.)

Montag Abend fand in der Goldenen Kronen-Loge des Ordens der Hermannssöhne die Einführung der neuen Beamten statt. Sie wurde vollzogen durch den Groß-Präsidenten Albert von der Heyde aus Grand Island, der augenblicklich den Norden des Staates bereist, um die Logen zu besuchen. Der wiedererwählte Präsident Carl Weiß, der Herausgeber des „Cedar County Wächter“, forderte dann die Ehrengäste auf, vor der Loge eine Ansprache zu halten. Groß-Präsident von der Heyde sprach über die Pflichten und die Rechte eines Hermannssohnes und forderte zu reger Werbearbeit auf. Dr. Gerhard sprach zunächst über die ernste Lage des Deutschthums, das nur durch Einigkeit sich erhalten könne, sodann in seiner Eigenschaft als 2. Sängerfest-Sekretär über das Sängerfest in Omaha, und forderte zu regem Besuche auf. Ihm wurde zugesagt, daß die Hermannssöhne eifrig dafür arbeiten wollen.

Am andern Morgen erklärte sich der deutsche Bürgermeister von Hartington, Herr Anton Walz, bereit, das Amt eines Ehren-Vizepräsidenten für das Sängerfest zu übernehmen, und versprach Dr. Gerhard, alles in seinen Kräften Mögliche aufzubieten, um eine starke Betheiligung der Deutschen von Hartington und Umgegend für die Tage des Festes herbeizuführen. Auch die Mitglieder des dortigen Landwehrvereins sprachen sich ähnlich aus.

Am Nachmittag fuhr Herr Carl Weiß mit Dr. Gerhard im Auto nach dem etwa acht Meilen entfernten Bow Valley, wo der deutsche Unterstützungsverein der „Katholischen Ritter von Amerika“ im Schützenpark ein Picnic abhielt. Um 7 Uhr versammelte sich alles, Männlein wie Weiblein, in der geräumigen Schützenhalle, wo Dr. Gerhard eine Rede über den „Deutschen Gedanken“ und die „Deutsche Einigkeit“ hielt. Er wies dann am Schluß auf die Nothwendigkeit hin, daß sich auch alle Deutschen im Bow Valley einig zusammenschließen sollten in einem deutschen Bürgerverein. Dieser Aufforderung wurde begeistert entsprochen. Mit Einstimmigkeit wurde der deutsche Bürgerverein von Bow Valley und Umgegend ins Leben gerufen. Als provisorische Beamte bis zur nächsten ordentlichen Versammlung wurden einstimmig erwählt: Herr Pfarrer Birnbach als Präsident und Herr John Roecker als Sekretär. Nach dieser Versammlung fand der Ball statt, auf dem eine treffliche Kapelle aus Sioux City aufspielte. Die Deutschen sind im Bow Valley sehr zahlreich vertreten. Reiche Farmen zeugen von erfolgreicher deutscher Arbeit. Und der Präsident des festgebenden Vereins, John Wortmann, ist ein junger Deutscher, der zielbewußt und mit Geschick den großen Verein leitet. Der neue Bürgerverein wird mit einer stattlichen Zahl von über 150 Mitgliedern sich dem Staatsverbande anschließen. Das ist wieder ein schöner Zuwachs, und am nächsten Samstag wird in Eustis sicher ein weiterer Zweig folgen. Germans to the front!

Ein Abschied.

Von Hermann Wagner.

Hans trat vor den Spiegel und sah nach, ob seine Uniform so sei, daß er es riskieren könne, in ihr eine Dame zu besuchen.

Oh ja, es ging.

Er freute sich sogar, denn er fand, daß er als Soldat gar nicht übel aussähe. Die acht Wochen Ausbildung hatten ihn nur zu seinem Vorteil verändert. Freilich, einen eminent kriegerischen Eindruck machte er nicht. Aber doch den eines Freiwilligen, [illegible], weil es ihn dazu drängte. Das sah man ihm an.

Hans suchte in dem Verzeichnis nach der Telephonnummer der [illegible] Beick und läutete an:

„Hier Rechtsanwalt Dr. Döring... Gnädige Frau?“ Er lächelte unwillkürlich, als er ihre Stimme vernahm. „Ja, ich bin es, ich selbst... Sie sind also daheim! Und haben ein wenig Zeit für mich!... Vortrefflich. Dann komme ich also. Ein letztes Mal Abschied nehmen... Wann es fortgeht? Morgen. Morgen früh... Also, ich eile. In 15 Minuten bin ich bei Ihnen...“

Hans sah nochmals in den Spiegel, so, als wünsche er den sonderbaren und wie unmerklichen Eindruck, den er von sich selbst gewann, sich genau einzuprägen, strich sich dann seufzend durch die Haare und verließ seine Wohnung.

* * *

Während der Tag sacht verrann, saßen die beiden in der Dämmerung beieinander und redeten von dem, was allein die Zeit jetzt bewegte.

„Mein Mann?“ Die schöne Frau streifte mit dem kleinen Finger die Asche von ihrer Zigarette. „Oh, der befindet sich wohl. Sie kennen ihn ja: immer laut, zugreifend und ein wenig gewalttätig. Ganz das Gegenteil von Ihnen. Der Etappendienst behagt ihm natürlich nicht... Aber Sie? Was ist's mit Ihnen? Sie sehen..., ja wahrhaftig, Sie sehen geradezu glücklich aus!“

Hans errötete und sagte: „Das bin ich auch, liebe Freundin.“

„Und das nur deshalb, weil es morgen fortgeht?“

„Ja, auch deshalb. Hätte ich mich sonst gemeldet?... Aber es gibt auch noch einen anderen Grund für mich. Und der gilt ganz besonders heute. Jetzt, in dieser Stunde...“

„So,“ sagte Agathe, indem sie dieses Wort seltsam hinzog und vor dem Dunkeln, das in ihrer Stimme lag, fast erschrak, „und dieser Grund ist?“

Hans schwieg.

Aber dann, da es nun fast schon finster war, antwortete er: „Dieser Grund ist der, daß ich Ihnen heute etwas sagen kann, was ich Ihnen sonst immer verschwiegen hätte.“

Eine Stille entstand, deren bodenlose Tiefe allein schon eine Erklärung war.

„Warum gerade heute?“ fragte Agathe endlich.

„Warum? Das will ich Ihnen sagen. Deshalb bin ich hier.“

„Aber wollen wir zuvor nicht Licht machen?“ fragte Agathe.

Er bettelte: „Nein, tun Sie das nicht. Ich könnte sonst nicht reden.“

Und so blieb es finster.

* * *

Von unten hallte dumpf der schwere Massenschritt eines vorüberziehenden Regiments. Die Soldaten sangen. Die Melodie war von ehernem Ernst.

Hans fragte: „Liebe Freundin, glauben Sie daran, daß man seinen Tod vorausfühlen kann?“

„Nein,“ sagte Agathe.

„Nun,“ entgegnete Hans, „dieser Glaube ist wohl nur möglich, wenn man durch Erleben zu ihm gelangt.. Sehen Sie, ich habe seit einigen Tagen das bestimmte Gefühl, daß ich bald sterben werde.“

Agathe schwieg.

Hans preßte die Hände gegen die Stirn, als denke er angestrengt nach. Sodann fuhr er fort, sich zu erklären. Allein er tat das so, als spreche er zu sich selbst. Nichts Weichliches war in seiner Stimme, aber etwas von Gehobenheit und leiser Inbrunst.

„Wissen Sie, es geschah in einer Nacht in der Kaserne. Ich lag auf meinem Bett. Die Kameraden um mich schliefen. Da wachte ich auf. Was es war, das mich weckte, kann ich nicht beschreiben. Es war ein Gefühl. Ein trauriges Gefühl, in dem doch eine unnennbare Süße wohnte. Es umspann mich sacht, es hüllte mich ein wie eine Wolke. Und diese Wolke trug mich. Hoch hinauf, von der Erde fort. Es war ein wundersames Schweben, in dem ich allmählich jede Erdenschwere verlor... Und da wußte ich mit einem Male, daß ich bald sterben würde. Und das erschreckte mich gar nicht. Gar nicht. Und wenn ich doch eine Art von Schmerz empfand, so geschah es nur deshalb, weil ich fühlte, daß ich jemand zurückließ, der mir teuer war. Das waren Sie. Aber dieser Schmerz hatte jene Süße, die der Liebe anhaftet, auch wenn sie unglücklich ist. Ja, dann erst recht...“

* * *

Durch den Ofen ging ein leises Stöhnen. Das kam von dem Sturm, der über die Dächer hinheulte. Die Fenster zitterten und klirrten.

Nach einer langen Pause fragte Hans: „War es ein Unrecht von mir, daß ich Ihnen das sagte?“

Agathe zögerte.

Dann antwortete sie: „Nein, so wie Sie es mir gesagt haben, war es wohl kein Unrecht...“

Aber als fühle sie das [illegible], das in diesen Worten lag, und als fühle sie überhaupt, daß es Dinge gibt, die man nicht auszusprechen braucht, machte sie ihre Stimme plötzlich sehr zärtlich und fügte hinzu: „Lieber Hans...“

Er nahm die Hand, die sie ihm bot, küßte sie und erschauerte unter ihrem Druck.

Leise sagte er: „Liebe Freundin, ich bin sehr, sehr glücklich...“

Damit erhob er sich.

An der Türe verabschiedeten sie sich. Ihre Gesichter waren wieder die alten, gleich freundlich, gleich herzlich.

Agathe sagte: „So, nun bleiben Sie gesund und denken Sie daran, daß jemand hier ist, der Nachrichten von Ihnen erwartet... Behüte Sie Gott!“

„Auf Wiedersehen!“ sagte Hans.

„Auf Wiedersehen!“ sagte Agathe.

Und sie nickten einander zu.

* * *

Von Hans trafen bei Agathe keine Nachrichten ein.

Dagegen häufig solche von ihrem Mann, deren Ton immer der gleiche laute, fröhliche und nur ein wenig ungeduldig blieb.

In seinem letzten Briefe schrieb er: „Uebrigens, weißt du es schon, daß der kleine Döring gefallen ist? Es soll gleich in dem ersten Gefecht geschehen sein, das er mitgemacht hat. Schade!“

Bei Bismarck zu Tisch.

(Von Philipp Scheidemann.)

Die nachstehende amüsante Plauderei stammt aus der Feder des bekannten sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten Scheidemann:

Bismarck als Gastgeber ist schon oft geschildert worden. Hat doch so ziemlich jeder, der einmal „bei Bismarck“ ein Glas Wein getrunken oder eine Zigarre geraucht hat, ein Buch darüber geschrieben. Wenn ich als Beitrag zur Säkularfeier des berühmten Staatsmannes auch meine Erlebnisse an Bismarcks gastlicher Tafel zu schildern unternehme, so mögen die immerhin etwas eigenartigen Umstände, unter denen ich Tischgast des Fürsten Bismarck gewesen bin, die vielleicht an sich überflüssige Bereicherung einer ohnehin schon überreichen Memoirenliteratur einigermaßen entschuldigen.

Also: es war im April 1883, als ich, gelernter Setzer und Sozialdemokrat, auf Wanderschaft ging. Mir lacht auch heute noch das Herz im Leibe vor Vergnügen, wenn ich daran denke. Jung und lebensfroh und die ganze Welt offen! Hatte ich doch ermittelt, daß ich durchschnittlich fünfzehn Groschen tägliche Einnahmen so gut wie gewiß hatte. Eine Mark gab es regelrechtes Reisegeld von der Organisation. Eine weitere halbe Mark bekam man damals mit Leichtigkeit noch nebenher, wenn man in den Druckereien „Gott grüß' die Kunst“ sagte. Ab und zu gab es dann noch einen kleinen Zuschuß aus der Heimat, warum hätte ich da nicht froh und guter Dinge sein sollen?

Mitunter freilich ging es doch knapp her, ich will's nicht verschweigen, nämlich dann, wenn man in den größeren Städten nach Empfang seiner Gelder ein wenig über seine Verhältnisse gelebt hatte.

Ich hatte zwei Reisekameraden, die sich auch dann zu helfen wußten: sie gingen einfach fechten. Das lag mir nicht, und ich habe es auch nie gelernt. Ein einziger Versuch, den ich vor Jahr und Tag einmal unternahm, scheiterte kläglich.

Der März 1884 bescherte uns eine Anzahl wunderbarer Vorfrühlingstage. Unsere Berliner Ranzen hatten wir in den Chausseegraben geworfen und schmauchten unsere Pfeifchen. Wir debattierten lebhaft über hundert Dinge, stellten schließlich fest, daß es mit unseren Finanzen geradezu trostlos bestellt sei, und schimpften dann tüchtig auf Bismarck, der nun einmal nach unserer Ansicht an dem allgemeinen Unglück in der Welt schuld war. Wir hatten beim Kaffeetrinken wieder allerlei über diesen Menschen in einer fortschrittlichen Zeitung gelesen.

„Bismarck! Habt Ihr heute morgen nicht gehört, wie der Katzoff, Metzger, erzählt hat, daß es auf dem Bismarckschen Gut hier in der Nähe duftes (gutes) Mittagessen für alle Kunden (Handwerksburschen) gibt! Gehen wir hin!“ So der Schwabe Hönle.

„Ja, ich hab's gehört. Man muß freilich zwei Stunden Umweg machen, wenn man das mitnehmen will. Ich bin aber dafür. Wir haben ja sowieso nichts zu versäumen!“ So mein Landsmann Stefan.

Ich: „Ihr seid doch alle verrückt. Ich laufe nicht zwei Stunden um eine Suppe. Und dann will ich von dem Bismarck überhaupt nichts!“

Langer Streit. Schließlich marschieren wir weiter. Unsere Mägen knurrten immer lauter. Ich hatte gehofft, mir durch noch ein Pfeifchen den Appetit zu vertreiben, aber vergebens. Auf einmal kommen wir am Scheideweg. Jetzt hieß es entweder geradeaus, dem ferneren Ziel zu, oder links ab zu Bismarck, wo die würzigen Suppen dampften. Ich befand mich in einem schweren Gewissenskonflikt, aber die anderen hatten die Mehrheit. Und wenn ich auch noch so laut auf Bismarck und seine Getreuen schimpfte, schließlich unterwarf ich mich gar nicht so ungern dem demokratischen Prinzip des „Mitgefangen — Mitgehangen“, und ging mit.

Je mehr wir uns dem Ziele näherten, desto mehr stieg unser Appetit. Wir suchten uns nun auszumalen, was es wohl geben würde. Erbsen? Linsen? Bohnen? Und wie viel Speck würde wohl auf jeden kommen? Wir erzählten uns zum soundsovielten Male, was wir in der Heimat am liebsten gegessen hatten, und schwelgten im voraus in allerlei Genüssen, als wir endlich vor dem Gutshof standen. Ein riesiger Köter (ich lasse es den Bismarck-Philologen, zu untersuchen, ob es Tyras war) sprang auf uns zu und bellte fürchterlich. Aber wir hatten schon unsere Erfahrungen gemacht und wußten: Hunde, die so bellen, beißen nicht.

Ein Knecht wies uns, ohne ein Wort zu sagen, nach einer Türe. Wir klopften an und traten dann ohne weiteres in eine riesige Küche ein. Eine mittelalterliche Köchin mit ein paar Armen, die mir ungeheuren Respekt einflößten, wies uns eine Bank an, auf der wir Platz nehmen sollten. Unsere Berliner legten wir auf den Fußboden.

Es gab Erbsen. Darüber konnte nun kein Zweifel mehr bestehen. Dafür hatten wir alle drei erprobte Nasen. Das Wasser lief mir im Munde zusammen in Vorausahnung dessen, was nun kommen sollte. Mit wachsender Spannung sahen wir den Hantierungen der Köchin zu. Sie nahm ein großes Stück gekochten Speck, zerschnitt ihn in kleine Scheiben und warf dann alles in einen Topf von respektablen Dimensionen. Ich kam mir vor wie in einem Märchen. Was war das für ein Glück, wenn jeder einen solchen Topf voll kriegte! Mein Magen stimmte mir beifällig knurrend zu.

Es sollte anders kommen. Die Köchin schob mit den Füßen ein dreibeiniges Gestelle in die Mitte der Küche, stellte den Topf darauf und gab dann jedem von uns — einen Löffel. Also so? Wir sollten zu dritt aus demselben Topf essen! Das war mir nun eigentlich in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. Aber alle aufsteigenden Bedenken knurrte mein Magen energisch nieder. Ich tauchte den Löffel in den Pott und labte mich. Ah, wie das schmeckte! Erbsen und Speck nach dreistündigem Marsch an einem frischen Märztage, und dabei neunzehn Jahre alt! Ich sah auf meine Kameraden und bemerkte mit Vergnügen, daß es ihnen nicht minder schmeckte.

Da aber — zwischen Lipp und Löffelrand kam das Verhängnis. Während ich den Löffel wieder zum Munde führte, warf ich einen Blick auf Hönle, und es war mir plötzlich, als hätte ich einen haarigen Kartoffelkloß im Halse stecken. Hönles Nase hatte sich in eine Tropfsteinhöhle verwandelt. Ich stieß verzweifelt Stefan an, der sofort die Maulsperre kriegte, und wirklich, wir sahen nun, wie der Tropfen fiel — mitten in Erbsen und Speck!

Mit dem Tropfen fielen auch unsere Löffel in den Topf, und mit den Löffeln fielen Worte wie „Schuft! — Schwein! — Zwei Stunden Umweg! — Alles vorbei! — Hunger! — Dreckiger Kerl!“

Als Stefan auch zu Handgreiflichkeiten überging, hatte die Köchin wohl kein Interesse an der weiteren Entwicklung der Begebenheiten. Sie riß die Türe auf und schrie nach einem gewissen Krischian. Da uns an neuen Bekanntschaften in Bismarcks Hause nichts gelegen war, nahmen wir unsere Berliner und zogen ab.

Die Abrechnung mit den Tropfnasenkunden war zwar grausam, aber gründlich. Ich hätte nie geglaubt, daß einige Löffel Erbsen sich sofort in solche Gewandtheit und Kraft umsetzen könnten. Natürlich haben wir uns von dem ungebildeten Menschen sofort getrennt. Der Plebejer paßte nicht in unsere feine Gesellschaft.

Bei Bismarck habe ich dann nie wieder gespeist. Grundsätzlich nicht.

— **Alter Bummler.** Gattin: „Du sagtest, sowie der Zeiger auf der Zwölf stände, würdest Du daheim sein, und jetzt schlägt's drei!“ Gatte: „J—ch m—einte natürlich den großen!“

— **Ueberboten.** Der kleine Rudi: „Heute haben wir gutes Essen gehabt, ich habe sogar Dessert bekommen.“ Der kleine Hansi: „Und wir noch ein besseres, ich habe sogar Bauchweh bekommen.“